

Die Grütlianer-Partei

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **51 (1925)**

Heft 49

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-458499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Grütlianer-Partei

Die Grütlianer wollen noch
sie wollen noch nicht sterben.
Und alle andern möchten doch
so gerne sie beerben.

Und allenthalben fragt man nun
und blickt sich in die Karten:
Was ist in solchem Fall zu tun
als still und brav zu warten?

Denn schließlich bleibt es immer ein
Ereignis selbstverständlich:
Ein Mensch muß erst gestorben sein,
erst alsdann erbt man endlich.

Und wer da glauben will, es sei
ob früher oder künftig,
nicht ebenso mit der Partei,
der irrt sich aber zünftig.

Der Grütlianer aber mag,
mag einfach noch nicht sterben,
und warten muß noch Tag um Tag,
wer ihn wünscht zu beerben.

Paul Attheer

Ein Tag aus dem Leben einer Frau

Schon mehrmals sind mir ernstliche Zweifel aufgestiegen, ob es richtig sei, von den Frauen als vom schwachen Geschlecht zu reden. Nicht nur wegen der Variété- und Sportleistungen so mancher Frauen. Diese haben offenbar von der Natur eine gewisse männliche Veranlagung der Muskulatur mit auf den Weg bekommen, aber sie bilden doch die Ausnahmen. Die Mehrzahl der Frauen ist durchaus nicht athletisch, sondern macht eher einen zarten Eindruck, besitzt Nerven und große Empfindsamkeit und bisher hatte ich gedacht, daß auf sie jener Ausdruck mit Recht angewandt würde. Ich bin eines Bessern belehrt worden, seitdem ich meine Frau, die das Gegenteil eines „sportswoman“ ist, auf einem ihrer gewöhnlichen Besorgungsgänge durch ein paar Läden begleitet habe. Auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Ausdruck vom schwachen Geschlecht auch in der Anwendung auf eine Frau von zarter Erscheinung ein irreführender Unsinn ist. Ich will versuchen, zum Beweise dessen meine Erlebnisse auf diesem Gange durch die Stadt zur Erledigung einiger Besorgungen wahrheitsgetreu zu schildern.

Wir machten uns morgens neun Uhr auf den Weg. „Ich will zunächst einen Kleiderstoff aussuchen“, erklärte sie. Gut. Wir betraten einen Laden. „Ich möchte einen Kleiderstoff, nicht zu schwer, nicht zu leicht, nicht zu dick, nicht zu dünn, nicht zu hell, nicht zu dunkel, sondern von der richtigen Farbe.“ „Sehr wohl, Madame!“ sagte die höfliche Verkäuferin, griff in das Regal hinter ihr, holte einen Stoff heraus, rollte ihn auf und hielt ihn zur Besichtigung hin. „Der ist viel zu schwer!“ Die Verkäuferin rollte ihn wieder zusammen und holte einen andern hervor. „Der ist viel zu leicht!“ Ein dritter wurde aufgerollt, er war zu dick, der vierte war zu dünn. Ein fünfter hatte zwar die richtige Farbe, aber das Muster paßte nicht; der sechste hatte das richtige Muster, aber die Farbe war nicht die gewünschte. Bald war der Ladentisch so hoch mit aufgerollten Kleiderstoffballen bedeckt, daß meine Frau und die Verkäuferin auf den Beinen stehen mußten, um einander zu sehen. Nach einiger Zeit kam eine zweite Verkäuferin und löste die erste ab. Ich hatte inzwischen die Morgenblätter gelesen und empfand bereits eine gewisse Müdigkeit. Meine Frau zeigte keine Spur nachlassenden Eifers. „Nein, dieser hätte wohl die richtige Farbe, aber dieses Carreaumuster macht mich zu dick. Nein! Velours de laine ist viel zu schwer! Seide? O nein, die ist zu leicht, es soll doch ein Herbstkleid sein!“ Der Chef war hinzugekommen und griff selbst beim Auf- und Abrollen mit an, da die zweite Verkäuferin sichtlich erschöpft war. Als es draußen elf Uhr schlug, erwachte ich auf meinem Stuhl und hörte meine Frau in frischem Tone sagen: „So, den will ich nehmen, geben Sie mir drei Meter!“ Dann wandte sie sich zu mir: „Nun Seide für eine Weste!“ Wir betraten ein Seiden-Spezialgeschäft. Ich setzte mich nieder, froh,

ruhen zu können, während sie eifrig die bunten Seiden prüfte. „Ach nein, der paßt doch nicht zum Stoff — der ist zu dunkel, — dieser ist viel zu hell, — den kann ich nicht nehmen, der ist zu bunt“. Muster wurden hervorgeholt, aufgerollt, geprüft, wieder zusammengerollt. Der Laden war lang, schmal und in seinem hinteren Teile ziemlich dunkel. Infolgedessen mußte meine Frau jedes Muster mit nach der Tür nehmen, um es im Tageslicht zu prüfen. Ich zählte, daß sie 128 mal vom Hintergrunde des Ladens nach der Tür gegangen war, bis die Verkäuferin, müde lächelnd, ein Stück Seide abschneiden und einwickeln durfte. „So und nun die Knöpfe zum Besetzen!“ Wir gingen nach einem andern Laden. Dort wurden alsdann Schublade aufgezogen, auf den Ladentisch gehoben, Knöpfe herausgenommen, ans Licht gehalten, geprüft, kopfschüttelnd wieder weggelegt. Dieser war zu dick, jener nicht schön in der Form, bei dem einen gefiel ihr die Farbe nicht, der andere war zu klein. Ich hatte mir auf dem Wege neue Zeitungen gekauft, um zu verhindern, daß ich einschlief, denn ich war sehr müde. Gegen Mittag sagte sie zur Verkäuferin: „Sie haben die Knöpfe nicht, die ich brauche, ich werde sie mir vom Stoff machen lassen. Aber vielleicht haben Sie die Nähseide, die ich suche.“ Der Chef und die Verkäuferin nickten halb schmerzlich, halb freundlich. Nun wurden Nähseiden geprüft, deren Farben in dem dunkleren Teile des Ladens ebenfalls schwer festzustellen waren. Es zeigte sich, daß z. B. eine Sorte im Hintergrund des Ladens grünlich und an der Tür bläulich schimmerte. Dies machte die Auswahl schwierig. Ich hatte zufällig meinen Pedometer bei mir und stellte fest, daß der von meiner Frau beim Einkauf der Nähseide in diesem Laden zurückgelegte Weg der Entfernung von Bern nach Burgdorf entsprach. Endlich war die Seide gefunden. „Nun müssen wir aber noch in ein Passementeriegeschäft gehen, denn ich brauche noch Treffen zum Besetzen.“ Aber da zeigte sich, daß es höchste Zeit war, wenn wir im Restaurant noch etwas zu essen haben wollten. Wir aßen also rasch — das heißt, ich hätte mir gern Zeit genommen, aber sie war zu sehr in Eile und müde war sie nicht im mindesten — und gingen dann, die Treffen zu kaufen. Das war sehr schwierig. Die Treffen waren entweder zu breit oder zu schmal, oder der Faden war zu grob, oder zu fein. Waren sie breit genug, dann war der Faden zu fein; war der Faden richtig, so waren sie zu schmal, und stimmte beides, so war die Farbe falsch. Nachdem die Auswahl auf dem Ladentisch die Höhe von anderthalb Metern erreicht hatte, stellte sich heraus, daß die Treffe in der gewünschten Farbensnuance nicht zu haben war. Der Ladenbesitzer wuschte sich den Schweiß von der Stirn und versprach, eine Stoffprobe nach der Fabrik zu senden. Wir gingen. „Strümpfe“, sagte sie und lächelte in der Vorfreude des Ausjuchens. Ich lächelte auch, aber so, wie man im Wartezimmer des Zahnarztes oder auf dem Steuerbureau zu lächeln pflegt. Das Aussuchen der Strümp-